

MEINE BEGEGNUNG MIT EINSTEIN

Jerome Weidman

Als ich noch ein Jüngling war, der seine ersten Schritte in die „Welt“ tat, wurde ich einmal zum Abendessen in das Heim eines bekannten New Yorker Philanthropen eingeladen. Nach Tisch führte die Dame des Hauses uns in einen riesengroßen Salon. Andere Gäste strömten herein, und meinen Augen bot sich ein Anblick, bei dem mir das Herz sank: einige Diener waren geschäftig, kleine vergoldete Stühle in Reihen zu stellen, und davor an der Wand lehnten Musikinstrumente. Allem Anschein nach drohte hier ein Streichquartett.

Ich sage „drohte“, weil mir Musik nichts bedeutete. Ich habe fast gar kein musikalisches Gehör. Selbst die einfachste Melodie kann ich mir nur mit großer Mühe einprägen, und ernste Musik war für mich nicht mehr als eine Folge von Geräuschen. So tat ich, was ich immer tat, wenn es kein Entkommen mehr gab: ich setzte mich und ließ, als das Quartett anfang, meine Gesichtszüge zu einer Miene erstarren, von der ich hoffte, daß sie „verständnisvolles Lauschen“ ausdrücken werde, machte innerlich die Ohren zu und versank in meine eigenen, völlig belanglosen Gedanken.

Als ich nach einer Weile bemerkte, daß die Leute um mich her Beifall klatschten, schloß ich daraus, daß ich ohne Gefahr die Ohren wieder aufmachen könne, und im gleichen Augenblick hörte ich rechts von mir eine freundliche, aber merkwürdig eindringliche Stimme fragen:

„Lieben Sie Bach?“

Ich wußte von Bach ungefähr so viel, wie ich heute von Kernspaltung weiß. Aber wem das Gesicht gehörte, das sich mir da zuwandte, eins der bekanntesten der Welt, mit der strubbeligen weißen Mähne und der unvermeidlichen Pfeife zwischen den Zähnen, das wußte ich denn doch: ich saß neben Albert Einstein.

„Oh“, brachte ich mit einigem Unbehagen hervor und stockte. Eigentlich war es ja eine ganz beiläufige Frage, auf die ich nur ebenso beiläufig zu antworten brauchte. Aber ich sah den Augen — höchst ungewöhnlichen Augen — meines Nachbarn an, daß es ihm nicht nur darauf ankam, ein paar höfliche

Redensarten mit mir zu wechseln. Mochte ich es nehmen, wie ich wollte: ihm jedenfalls war es sichtlich Ernst um die Sache. Vor allem fühlte ich, daß dies ein Mann war, den man nicht mit einer wenn auch noch so harmlosen Lüge abspeisen durfte.

„Ich kenne gar nichts von Bach“, erwiderte ich betreten, „ich habe noch nie Musik von ihm gehört.“

Grenzenloses Erstaunen malte sich auf Einsteins beweglichem Gesicht.

„Sie haben noch nie Bach gehört?“

Das kam in einem Ton, als hätte ich gesagt: Ich habe noch nie ein Bad genommen.

„Nicht, daß ich Bach nicht gern hören möchte“, ereiferte ich mich. „Aber ich habe gar kein musikalisches Gehör oder fast gar keins, und so richtig gehört habe ich eigentlich überhaupt noch keine Musik.“

Ein teilnehmender Ausdruck kam in das Gesicht des alten Mannes. Dann sagte er unvermittelt: „Wollen Sie bitte mal mit mir kommen?“

Er stand auf und nahm mich beim Arm. Ich stand auch auf. Als er mich mitten durch den Salon und alle Leute führte, hielt ich meinen Blick krampfhaft auf den Teppich gerichtet. Ein allgemeines Raunen der Verwunderung folgte uns, anschwellend, bis in die Diele hinaus. Einstein beachtete es nicht.

Ohne Umstände führte er mich die Treppe hinauf. Offenbar kannte er sich im Hause gut aus. Im ersten Stock öffnete er die Tür zu einem Zimmer mit vielen Büchern an den Wänden, zog mich hinein und schloß die Tür.

„Also nun“, begann er verlegen lächelnd — „wollen Sie mir jetzt bitte sagen, seit wann Ihnen das schon so geht mit der Musik?“

„Mein ganzes Leben lang“, versetzte ich und stand wie auf Kohlen — „aber gehen Sie doch bitte wieder hinunter, Herr Professor Einstein, und hören Sie zu. Daß ich nichts davon habe, ist doch ganz belanglos.“

Er wies das nur unwirsch mit einem Kopfschütteln ab.

„Sagen Sie mir bitte“, fuhr er fort, „gibt es irgendwelche Musik, die Sie mögen?“

„Oh — ja —“, erwiderte ich, „ich mag Songs gern, die einen Text haben, und

Musik, wo ich der Melodie folgen kann.“ Er lächelte und nickte beifällig. „Sie können mir vielleicht ein Beispiel nennen?“

„Ja also — fast alles von Bing Crosby.“ Er nickte wieder lebhaft: „Gut!“

Er ging in eine Ecke des Zimmers, öffnete ein Grammophon und holte einige Platten hervor. Ich sah ihm mit Unbehagen zu. Endlich leuchtete sein Gesicht auf. „Ah!“ rief er.

Er legte die Platte auf, und alsbald füllte sich das Zimmer mit den lässig schwingenden Rhythmen von Bing Crosbys „When the Blue of the Night Meets the Gold of the Day“ (Wenn das Blau der Nacht und das Gold des Tags sich begegnen). Einstein schaute vergnügt zu mir herüber und schlug mit seinem Pfeifenstiel den Takt. Nach drei oder vier Versen stellte er das Grammophon ab.

„Wollen Sie mir jetzt“, ermunterte er mich, „bitte sagen, was Sie da eben gehört haben?“

Die einfachste Antwort schien mir, die paar Verse nachzusingen. Das tat ich denn auch, verzweifelt bemüht, die Melodie zu halten und die Stimme nicht überkippen zu lassen. Einsteins Miene war wie ein Sonnenaufgang.

„Sehen Sie wohl!“ frohlockte er, als ich geendet hatte: „Sie haben Gehör!“

Ich murmelte etwas — dies sei ein Lieblingslied von mir, das ich schon hundertmal gehört hätte, und in Wahrheit beweise das also gar nichts.

„Unsinn!“ entgegnete Einstein. „Es beweist alles! Erinnern Sie sich noch an Ihre erste Rechenstunde in der Schule? Nehmen Sie an, Ihr Lehrer hätte Ihnen bei dieser Ihrer ersten Begegnung mit Zahlen gleich ein Divisionsexempel, sagen wir, oder eine Bruchrechnung aufgegeben — hätten Sie das gekonnt?“

„Nein, natürlich nicht.“

„Natürlich nicht!“ Einstein schwenkte wieder triumphierend seinen Pfeifenstiel. „Es wäre unmöglich gewesen, und Sie wären nur abgeschreckt worden. Sie hätten sich von da an gegen Dividieren und Bruchrechnen gesperrt. Wegen dieses einen Fehlgriffs Ihres Lehrers wäre Ihnen vielleicht Ihr ganzes Leben lang die Schönheit dieser Rechenarten verschlossen geblieben.“

Wieder fuhr der Pfeifenstiel hoch und zur Seite.

„Aber kein Lehrer wird am ersten Schultag so eine Torheit begehen. Er wird immer nur mit den elementarsten Dingen anfangen und erst dann, wenn der Schüler die einfachsten Aufgaben beherrscht, zu Division und Brüchen übergehen. — Ebenso ist es mit der Musik.“ Einstein nahm die Bing-Crosby-Platte auf. „Dieser hübsche kleine Song ist sozusagen die einfache Addition und Subtraktion. Die beherrschen Sie. Gut. Jetzt wollen wir zu etwas Schwierigerem übergehen.“

Er suchte eine andere Platte aus und legte sie auf. Die goldene Stimme John McCormaks mit „Der Trompeter“ erfüllte das Zimmer. Nach ein paar Versen stellte Einstein die Platte ab.

„So!“ sagte er. „Wollen Sie das jetzt bitte nachsingen?“

Ich tat es — mit beträchtlichem Lampenfieber, aber doch so leidlich fehlerfrei, daß es mich selber überraschte. Einstein starrte mich an mit einem Ausdruck, wie ich ihn bisher nur einmal im Leben gesehen hatte: bei meinem Vater, als er mich die Abschiedsrede nach dem Abitur halten hörte.

„Ausgezeichnet!“ rief Einstein, nachdem ich geendet hatte. „Wundervoll! Jetzt dieses!“

„Dieses“ war, wie sich zeigte, Caruso mit einem für mich völlig unerkennbaren Bruchstück aus „Cavalleria rusticana“. Nichtsdestoweniger brachte ich eine annähernde Wiedergabe der Töne zustande, die der große Tenor von sich gegeben hatte. Einstein strahlte beifällig.

Auf Caruso folgte mindestens ein Dutzend anderer. Ich kam die ganze Zeit nicht aus dem Staunen heraus über die Art, wie der große Mann, mit dem mich der Zufall zusammengeführt hatte, so ganz an das hingegeben war, was wir hier trieben, als wäre ich das einzige auf der Welt, was ihn interessierte.

Zum Schluß kam Musik ohne Worte an die Reihe, die ich nachsummen mußte. Als ich nach einer hohen Note strebte, machte Einstein den Mund auf und lehnte den Kopf zurück, als wollte er mir helfen, das Unerreichbare zu erreichen. Anscheinend kam ich dem Ziel doch ziemlich nahe, denn er stellte das Grammophon plötzlich ab. „So, junger Mann“, sagte er, mich unterfassend, „jetzt sind wir bereit für Bach!“

Als wir an unsere Plätze zurückkehrten, stimmte das Quartett eben die Instrumente für das nächste Stück. Einstein lächelte und gab mir einen ermutigenden Klaps aufs Knie.

„Hören Sie nur ganz einfach zu“, flüsterte er. „Das ist alles.“

In Wirklichkeit war das natürlich nicht alles. Ohne die Mühe, die er sich da eben mit einem völlig Fremden gemacht hatte, würde ich Bachs „Schafe können sicher weiden“ niemals so gehört haben, wie ich es an dem Abend zum erstenmal in meinem Leben hörte. Ich habe es seither viele Male gehört. Ich glaube, ich werde es nie müde werden. Weil ich nie allein bin, wenn ich es höre. Immer sehe ich einen kleinen, rundlichen Mann mit strubbeliger weißer Mähne neben mir sitzen, die kalte Pfeife zwischen den Zähnen, und mit Augen, in deren großer Wärme alle Wunder der Welt liegen.

Als das Quartett geendet hatte, stimmte ich ehrlich begeistert in den allgemeinen Beifall ein.

Plötzlich stand die Dame des Hauses vor uns. „Ich bedaure sehr, Professor

Einstein“, sagte sie mit einem eisigen Seitenblick auf mich, „daß Sie soviel von dem Programm versäumt haben.“

Einstein und ich fuhren von unseren Stühlen auf. „Ich bedaure es auch sehr“, sagte er. „Aber mein junger Freund hier und ich waren damit beschäftigt, das Höchste zu tun, was der Mensch vermag.“

Sie machte ein verdutztes Gesicht: „Wirklich? Und was wäre das?“

Einstein lächelte und legte mir den Arm um die Schultern. Und er sprach acht Worte, die — zum mindesten für einen Menschen, der für immer in seiner Schuld ist — seine Grabschrift sind:

„Wieder eine Tür zum Reiche der Schönheit aufzustoßen.“

*Berechtigter Nachdruck aus der Monatsschrift
DAS BESTE aus READER'S DIGEST,
Dezemberheft 1955*

Die Schallplattenindustrie 1955 · Umsätze

Mit 31 Millionen Schallplatten im Jahr 1955 liegt die Produktion der deutschen Schallplattenindustrie 24 % über dem Ergebnis von 1954.

Im Export, der durch die Handelsverträge stark behindert war, macht sich die in den neueren Verhandlungen erreichte Lockerung bemerkbar. Mit 4 Millionen Stück liegt der Export 38 % über dem des Jahres 1954. Er ist aber mit seinem Anteil von nur 13 % an der Gesamtproduktion immer noch sehr unbefriedigend, wenn man sich erinnert, daß die deutsche Schallplattenausfuhr viele Jahre über 50 % der Produktion ausgemacht hat. Heute besteht wieder gute Aussicht auf eine weitere Besserung der Exportmöglichkeiten.

Die Tendenz des Vordringens der kleinen Kunststoffplatte von nur 17,5 cm Durchmesser ist auch aus den Zahlen des Jahres 1955 abzulesen. Ihr Anteil an der gesamten Produktion beträgt 27,1 % (im Jahre 1954 waren es 18,3 %). Auch der Anteil der 33er Langspielplatten hat sich von 6,2 % im Jahre 1954 auf 8,4 % verbessert.

Die Schellackplatte zeigt einen weiteren

Rücklauf; sie hat aber heute mit 64,5 % (1954 waren es 75,5 %) immer noch den stärksten Produktionsanteil.

An der Gesamtproduktion hat bei uns, wie auf der ganzen Welt, die Unterhaltungs- und Tanzmusik den Hauptanteil. Daß dieser aber zugenommen hat, ist mit Rücksicht auf den verbleibenden Anteil der klassischen Musik bedauerlich, zumal wenn man berücksichtigt, welche Aufwendungen die Schallplattenindustrie im kulturellen Interesse gerade für die Konzertmusik macht. An den Neuerscheinungen des Jahres 1955 hatte die klassische Musik einen Anteil von 26,8 %.

Die Produktion der Schallplattenwiedergabegeräte betrug 1955 etwa 1,4 Millionen Stück (1954 etwa 900 000 Stück). Mehr als die Hälfte der Produktion entfiel auf die in der Bedienung komfortableren Plattenwechsler. Der Exportanteil betrug 1955 stückmäßig etwa 35 %; der wertmäßige Anteil ist geringer, da der Export hauptsächlich Plattenspieler betrifft, während in Deutschland die technisch vielseitigeren — wenn auch teureren — Plattenwechsler bevorzugt wurden.

La religion, l'amour et la musique ne sont-ils pas la triple expression
d'un même fait, le besoin d'expansion dont est travaillée toute âme noble?

Honoré de Balzac